Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag: Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 88. Berlin, Montag, den 18. Februar 1895. XXIV. Jahrgang.

Politische Wochenschau.

Von **Arthur Levysohn.**

Es wäre unklug, es sich verhehlen zu wollen: die Reaktion rückt auf allen Gebieten des staatlichen Lebens bei uns siegreich vor, und die von langer Hand vorbereiteten Pläne der Junker, Agrarier und Reaktionäre aller Schattirungen haben die beste Aussicht, ihre Verwirklichung in naher Zukunft zu erleben. Der Getreidemonopol-Antrag des Grafen Kanitz wird nicht mehr, wie noch vor Jahresfrist, als Utopie von den Regierenden a limine zurückgewiesen. Die famose internationale, von Deutschland einzuberufende Konferenz zur Regelung der Währungsverhältnisse findet beim Reichskanzler nicht mehr achselzuckende Verneinung. Das Gesetz zur Bekämpfung des Umsturzes sieht die Aussichten für seine Annahme tagtäglich wachsen. Die Tabaksteuer im Reiche und die neue Stempelvorlage in Preußen hat mächtige Förderung gefunden; mit einem Wort, im Reichstag wie im preußischen Abgeordnetenhause zieht man mit energischer Hand die Konsequenzen der letzten Wahlergebnisse im Reiche und in Preußen. Jene Wahlpolitik, welche die Dezimirung der freisinnigen Parteien zur Folge hatte, hat uns bittere Früchte gezeitigt und, was das Schlimmste ist, das Erkenntniß der begangenen Fehler ist weit entfernt, überall da durchdringen zu sein, wo ehrliche Einkehr noch für die Zukunft von Nutzen zu sein vermöchte.

Der dröhnende Massenschritt der agrarischen Bataillone erfüllt die Luft. Den russischen Handelsvertrag möchte man zum Pyrrhussiege des Liberalismus ausgestalten, und die Männer des Bundes der Landwirthe, die noch neulich mit ihrem Uebertritt ins sozialistische Lager drohten, schicken sich an, im Königsschlosse mit besonderen Ehren empfangen zu werden, seitdem es ihnen gelungen, an Stelle des Grafen Caprivi andere Männer des monarchischen Vertrauens zu bugsiren. Man darf wohl jetzt sagen, ohne der Uebertreibung zu geziehen zu werden: „Agrarisch ist Trumpf!" Und das Centrum, das allerdings seit geraumer Zeit bereits wirthschaftspolitisch total zerklüftet erschien, bereit sich, vor den parlamentarisch-höfischen Siegern seine Reverenz zu machen. Es ist für Alles zu haben. Für das Umsturzgesetz wie für den Bimetallismus, für die Klagen der Agrarier wie für die Steuerdesiderate der Herren Miquel und Posadowsky. Freilich wird der Staat diese Hilfeleistung der Centrumsmänner zur gegebenen Stunde theuer bezahlen müssen, denn der Wahlspruch der Gefolgschaft des Abg. Lieber lautet einfach: „Umsonst ist der Tod". Aber ehe die Rechnung präsentirt wird, vergeht doch noch eine geraume Frist, und die meisten der maßgebenden Staatsmänner der Gegenwart sind gewohnt, nach der Devise zu leben: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen."

Freilich fehlt es nicht an bedenklichen Anzeichen, aus denen zu entnehmen, daß jene breite Masse, die man als das gewöhnliche, steuerzahlende Volk bezeichnet, mit diesem Gang der Ereignisse nicht eben sehr einverstanden ist. Der Ausfall der Wahlen in Württemberg, der durch das Ergebniß der Stichwahlen noch bekräftigt wurde, ist solch ein gar nicht mißzudeutendes Symptom des stetig wachsenden Mißvergnügens. Kein Zweifel, daß man an den maßgebenden Stellen Stuttgarts die unabweislichen Konsequenzen aus diesem Wahlergebniß ziehen wird — aber das Mene Tekel bezieht sich nicht nur auf das Württemberger Ländchen, und da liegt die Befürchtung nahe, daß man anderwärts diese seltsame Wahlflammenschrift nicht so zu deuten wissen werde, wie es erforderlich wäre, um die Warnung beherzigt zu sehen.

Ein peinlicher Pessimismus gewinnt in immer weiteren Kreisen des deutschen Volkes die Oberhand. Schon möchten manche „aus Bosheit" die Doppelwährung eingeführt, das Getreidemonopol beschlossen, die Vorlage wider die Umsturzbestrebungen mit den drakonischen Bestimmungen angenommen sehen, nur um auf diesem ungewöhnlichen Wege die reaktionäre Politik, in deren Bannkreise wir uns unentrinnbar zu befinden scheinen, ad absurdum führen zu lassen. Diese Leute leben der Ueberzeugung, es könne nicht besser werden, ehe es nicht noch schlimmer geworden sei, und die quietistische Gleichgiltigkeit in allen politischen Fragen, die sich vieler Regionen vollständig bemächtigt hat, scheint nur zu geeignet, jener ebenso besser Verstimmung, Vorschub zu leisten.

Unter diesen Umständen verschlägt es den Meisten wenig, daß der nunmehr der deutschen Reichsregierung angesonnene diplomatische Schritt, den Fürst Hohenlohe zu unternehmen sich bereit erklärt hat, um eine internationale Vereinbarung in den Währungsfragen herbeizuführen, voraussichtlich ausgehen wird, wie das Hornberger Schießen. Daß dadurch das staatsmännische Prestige unserer Reichskanzlei keinerlei Erhöhung zu erfahren vermag, liegt auf der Hand. Und dennoch wäre gerade der jetzige Augenblick für eine Verminderung unseres Ansehens bei den anderen Großmächten sehr schlecht gewählt. Die wieder in den Vordergrund geschobene Erörterung über die Erneuerung des Dreibunds, zu der anscheinend eine greifbare Veranlassung nicht vorhanden ist, darf als Beweis für die Zähigkeit aufgefaßt werden, mit der man an allen Orten, an denen man uns den Frankfurter Frieden nicht zu verzeihen vermag, darauf ausgeht, unsere internationale Stellung und die Schutzwehr, die ihr der Dreibund verleiht, zu untergraben. Gab doch allein die Thatsache, daß Kaiser Franz Joseph zum anderen Mal einen Winteraufenthalt auf französischem Gebiet aufgesucht hat, manchem republikanischen Politiker Veranlassung, auf einen Umschlag in den Beziehungen zwischen Wien und Berlin zu spekuliren.

Wir haben allerdings kaum ein Recht, uns sehr ergrimmt über diese französischen Kundgebungen zu zeigen, da ja sogar auf deutschem Boden Stimmen laut geworden sind, die einem Verzicht auf den Dreibund und einer Wiederherstellung des famosen Dreikaiserverhältnisses aus dem Ende der siebziger Jahre das Wort redeten. Man sollte es kaum für möglich halten, aber es fanden sich wirklich in Deutschland frivole Politiker, die sich bereit erklärten, die Taube in der Hand — den Dreibund — für die Spatzen auf dem Dache — das Dreikaiserverhältniß — hinzugeben. Und da diese Untergrabungen der bestehenden Allianzen in einem Organ Unterschlupf gefunden hatten, das, wie die Kreuzzeitung, in diesem Augenblicke sich rühmen darf, seine innerpolitischen Anschauungen am maßgebendster Stelle gebilligt und zur Durchführung gebracht zu sehen, so mag in mehr als einer ausländischen Staatskanzlei ein leiser, wenn auch glücklicherweise durchaus unberechtigter Zweifel an der Konsequenz unserer Bündnißpolitik sich eingeschlichen haben.

Freilich wäre eben jetzt von Nöthen, daß das Vertrauen, das unsere Staatsleitung zur Zeit des Grafen Caprivi in unbestreitbarem Maße genoß, durch nichts beeinträchtigt werde. Verschiedene internationale Fragen sind zur Zeit auf dem Tapet, von denen man nicht wissen kann, welche Gestalt sie unter den Händen der Diplomaten annehmen werden. Da ist zunächst die von England geplante und, wie es scheint, von Rußland angenommene Friedens-Intervention zwischen China und Japan. Die neuesten Siege der Japaner haben allerdings den unbändigen Stolz des „Sohnes des Himmels" stark gedemüthigt. Die Versuche des Pekinger Tsungli-Yamen, durch Verhandlungen den militärischen Operationen des Gegners Einhalt zu thun, sind an der Vorsicht des Mikado gescheitert. Zweimal mußten die von China abgesandten Unterhändler den japanischen Boden unverrichteter Sache wieder verlassen. Denn die Japaner, wohl vertraut mit der Hinterhältigkeit des Sohnes des Himmels, ließen sich überhaupt nicht mit Unterhändlern ein, deren Vollmachten an Bestimmtheit auch nur das Mindeste zu wünschen ließen. War es doch in früheren Fällen vorgekommen, daß die Regierung zu Peking, nachdem sie Zeit gewonnen, alle Zugeständnisse für unverbindlich erklärte, die ihre angeblich über ihre Instruktionen hinausgegangenen Unterhändler sich hatten abringen lassen.

Die Chinesen beginnen einzusehen, daß sie klein beigeben und ehrlich Spiel spielen müssen, wenn sie den Frieden erlangen wollen. Wie im Jahre 1870 uns Deutschen, möchten nun neutrale Mächte, auch diesmal England und Rußland, ebenso den Japanern den Preis der so heißerstrittenen Siege verkümmern. Beinahe gewinnt es den Anschein, als ob man von London aus die junge Petersburger Regierung als vermittelnde Macht in Ostasien mit aller Gewalt engagiren wollte und zu diesem Zwecke keinen Anstand nähme, die „armenische Karte" zu Gunsten des Zarenreiches in dessen Hände zu spielen. Die vielbesprochene armenische Untersuchungskommission, die auf Andrängen des Kabinets von St. James zur Klarstellung der ebenso oft abgeleugneten als behaupteten „türkischen Greuel" in Wirksamkeit treten soll, erinnert in mehr als einer Beziehung an jene diplomatische Führung, die im Jahre 1878 in dem „europäischen Mandat" ihren Abschluß fand, das Oesterreich-Ungarn mit der Okkupation Bulgariens und der Herzegowina betraute. Beide Provinzen gingen der Pforte damit endgiltig verloren. Dasselbe Interesse, wie damals Oesterreich-Ungarn an der Herstellung der Ruhe an seinem Grenzgebiet besaß, dasselbe Interesse hat heute Rußland in Bezug auf seine armenischen Territorien. In diesem Punkte braut sich augenscheinlich in diesem Augenblick ein Unwetter zusammen, über dessen Natur man erst klarer sein wird, wenn man Kenntniß über den Mann erlangt, den der Zar Nikolai II. mit der Erbschaft des Barons Giers zu beehren gedenkt.

---

* Ueber die Gründe, welche für die **Uebernahme des Kongostaates** durch **Belgien** maßgebend gewesen, verlautet das Folgende: Es kam zunächst eine Erwägung dabei in Frage, welche die beiden Theile bestimmt haben, den im Jahre 1890 festgesetzten Termin für die Uebernahme abzukürzen. Diese Erwägungen sind hauptsächlich finanzieller Natur. Die Herbeiführung einer thätigeren inneren Organisation, die Expeditionen gegen die Araber, die Verzögerungen in dem Eisenbahnbau stellen die belgische Regierung vor die Alternative, eine Anleihe in Vorschlag zu bringen, oder die sofortige Annexion zu fordern. Die Regierung habe sich für das Letztere entschieden, weist aber darauf hin, daß das Land Herr seiner endgiltigen Entscheidung bleibt und daß eine Kolonie nur ein abhängiger, nicht ein integrirender Theil des Landes ist. Die belgische Regierung hat sorgfältig die materiellen und moralischen Folgen der Uebernahme des Kongostaates, besonders unter dem Gesichtspunkte der internationalen Stellung Belgiens, erwogen.

---

* Dank der Initiative des General-Gouverneurs von Kiew, Podolien und Wolhynien, Graf Ignatiew, ist, so schreibt unser russischer *-Korrespondent, dieser Tage von der Centralregierung eine **Entscheidung** getroffen worden, welche etwa **200,000 Personen nichtrussischer Nationalität** von der bangen **Sorge für die nächste Zukunft befreit** und zugleich auch von dem Gouvernement Wolhynien eine schwere ökonomische Krisis abwendet. Durch einen aller-

Theater.

Von **Otto Neumann-Hofer.**

Lessing-Theater: Aus Berlin W. . . Lustspiel in 3 Akten (von Bruno Köhler.)

Das Stück hat mit Berln W. nicht das mindeste zu thun. Es schildert die Ungezogenheiten einer jungen Frau gegen ihren Gatten; und diese junge Frau könnte in jedem reichen Hause der Welt geboren sein. Es schildert die Kur, die der junge Ehemann unternimmt, um aus seinem widerspenstigen Kätchen eine bezähmte Widerspenstige zu machen; und dieser junge Ehemann hat nicht das mindeste spezifisch Berlinische an sich. Es schildert die thränenselige Thorheit der Pflegeeltern der jungen Frau, und diese Pflegeeltern könnten ebenso gut in Pommern wie in Berlin W. zu Hause sein. Der Titel also ist eine Täuschung und, wie es scheint, keine unabsichtliche Täuschung.

Aber auch der Inhalt ist eine Täuschung. Denn wenn ich sagte, das Stück „schildert" Diesen und Jenen, so ist das nur mit Einschränkung zu verstehen. Einen Menschen „schildern", heißt, ihn in seinen Handlungen und den Motiven dieser Handlungen verständlich zu machen. In dem Stück wird nichts verständlich gemacht, als der äußere Gang der Handlung. Das Stück giebt nur vor, etwas zu schildern.

Das Interessante ist also nicht die Fabel. Es liegt anderswo. Es ist die szenische Mache und der Dialog. Beide sind nämlich ausgezeichnete Muster für die Art, wie ein gutes Theaterstück nicht gemacht sein soll.

Im zweiten Akt des Stückes kommt eine Szene vor, in der die Hauptrolle ein Wandschirm spielt. Die beiden jungen Eheleute grollen einander; aber sie möchten sich doch gegenseitig beobachten. Der Wandschirm theilt das Zimmer in zwei Hälften; hüben ist er, drüben ist sie. Zu gleicher Zeit rücken sie zwei Tritte an die beiden Seiten des Wandschirms, steigen hinauf und gucken sich ins Gesicht. Das Publikum lacht.

Im dritten Akt wird eine Szene durch eine Liebeserklärung ausgefüllt. Diese Liebeserklärung hat das Originelle, daß sie von zwei Männern einer Dame gemacht wird. Herr A sagt: „Schon beim ersten Anblick war mein Herz . . . ."; Herr B fällt ein: „. . . . von glühender Leidenschaft erfüllt." Das Publikum lacht.

In demselben dritten Akt kommt die Versöhnung zwischen den jungen Eheleuten zu Stande. Es handelt sich jetzt darum, was mit dem Vermögen der Frau anfangen. Der Mann sagt zu der schamhaft erröthenden Gattin:

„Wir heben es auf für unsere . . . ."

„Kinder," ruft der hereinstürzende Onkel, „ihr dürft euch nicht trennen."

Das Publikum lacht.

Es wäre lächerlich, sich über solche lächerlichen Züge zu grämen, wenn sie aus reicher, übermüthiger und vielleicht wenig wählerischer Komik geflossen wären; oder wenn sie hie und da aufgesetzt aber liegt die Sache, wenn das ganze Stück aus solchen Szenen zusammengesetzt ist. Dann kommt die Requisitenkomödie heraus, diese ordinäre Abart des Schauspiels, die die Bühnenkunst zum Bühnenhandwerk im verwegensten Sinne des Wortes wandelt. Die hauptsächlichsten Meister der Requisitenkomödie sind heutzutage die Herren Schönthan und Kadelburg. Und sie haben regelmäßig einen großen Erfolg gehabt. Es ist das Lachen des Cirkus, das sie hervorrufen, und Lachen ist Lachen. Seines Lachens hat sich Niemand zu schämen, und es ist auch nichts dagegen zu sagen, daß sich das Cirkuslachen von Zeit zu Zeit in die Schauspielhäuser verirrt. Eine Gefahr ist erst dann vorhanden, wenn es dort herrschend wird. Und sieht man, wie Schönthan und Kadelburg Schule gemacht haben, wie ihre Art auf den Bühnen um sich greift, bis zu einem Grade, daß sie an manchen mittleren Orten Deutschlands dem Publikum als die einzigen Blüthen unserer modernen dramatischen Produktion vorgeführt werden, wie sie Nachfolger erwecken, die, wie Herr Bruno Köhler, ihnen in der geschickten Hantirung des Apparats aus Pappe und Leinewand vollkommen gewachsen sind, dann kann man allerdings ein wenig bedenklich werden.

Herr Köhler hat aber nicht nur den Ehrgeiz gehabt, die Lorbeeren Kadelburgs zu pflücken, sondern auch die seines vormaligen Dioskuren Oskar Blumenthal. Er wollte einen witzigen und pointenreichen Dialog machen, und machte einen Dialog voll gequälter Geschwollenheit. Oskar Blumenthal nachzuahmen, ist ein undankbareres Geschäft, als Kadelburg nachzuahmen. Die Requisitenscherze lassen sich durch fleißige Beobachtung der praktischen Bühne sammeln; gesammelte Witze und Sentenzen aber schmecken wie abgestandenes Bier. Oskar Blumenthal ist eins durch und durch witzige Intelligenz, und darum versteht er es, seine Witze auch dort, wo sie ganz und gar nicht in den psychologischen Zusammenhang hineinpassen, geschmackvoll anzubringen, so daß sie immer noch als gute Witze wirken, mögen sie auch Stilfehler sein. Das ist ein Talent, wie andere Talente; wer es nicht mitbekommen hat, kann es nicht erjagen. Der Dialog in Herrn Köhlers Stück ist eine ununterbrochene beängstigende Jagd nach dem Bonmot, und die erjagten Bonmots sind außer wenigen, die man der Mitwirkung Oskar Blumenthals zuschrieb, nichts weniger als hon.

Ein kräftiges Lob verdient die Aufführung. Zwar hätte der Regisseur ein eiligeres Tempo einhalten können; aber die Einzelleistungen waren meist vortrefflich. Fräulein Jenny Groß als das „Schooßkind", das launische verwöhnte Frauchen, traf überall den richtigen Ton, sicher und ohne Aufdringlichkeit. Herr Sauer spielte den jungen Ehemann klug, überlegt und mit einem gewissen naiven Zuge, der seinen Charakter und seine Situation ins richtige Licht stellte. Herr Franz Guthery als zärtlicher Pflegevater in einem klassischen Eskimokostüm war sehr komisch, und ein beinahe ganz stummes, aber in seiner mimischen Feinheit ganz wunderbares Bild in einer etwas leidenden, zarten liebevollen Pflegemutter gab Frl. Marie Meyer. Herr Franz Schönfeld spielte wieder einmal einen seiner eleganten Trottel, wieder mit seiner guten, angenehmen, erwärmenden Laune. Zweien jedoch unter den wichtigeren Rollenvertretern kann ich kein so unbedingtes Lob spenden. Herr Wehrlin war als weiberfeindlicher Rechtsanwalt von einer stark gemachten Bärbeißigkeit: das war Theater, keine Natur. Fräulein Reisenhofer endlich schien ihre Malerin Hertha sehr ebenhin zu nehmen; sie spielte sie lässig, und anstatt sie zu sprechen, schrie sie sie zuweilen mit einem gewissen grellen Quetschton, der genau den entgegengesetzten Eindruck macht, wie ihre zarte und elegante Erscheinung.